

Albanien von Süden nach Norden

April 2019

I

20/04/19

Seit einer Woche sind wir in Albanien. Ein weites Land, vielfältig in seiner Natur und immer wieder mit Hindernissen für uns Reisende verbunden. Mal sind wichtige Strassen unpassierbar, die Ortschaften nicht auf unseren Karten verzeichnet oder die Wegstrecken dehnen sich ins Unermessliche aus, wo man doch glaubt, es wäre nur ein kleiner Schritt von hier nach dort. Wir nehmen es gelassen, freuen uns an Überraschendem, Ungeplantem, an den glücklichen Zufällen, die sich jenen erschliessen, die das Ungewisse, das kleine Abenteuer nicht fürchten.

Die Fahrt entlang der Südküste bot viel Abwechslungsreiches, bei Wetterverhältnissen, die wir vom Monat April bestens kennen. Unsere Entdeckungen auf den archäologischen Fundstätten, inmitten blühender Natur, die Stille und Einsamkeit in verlassenen Ruinen aus antiker oder byzantinischer Zeit, die überaus freundlichen und hilfsbereiten Menschen, die uns begegneten, die weite Landschaft, die sich in grossartigen Panoramablickern vor unseren Augen ausdehnte, es war immer wieder «bukur» - schön, wie sie hier sagen, oder eben viel mehr als es das einfache Wort ausdrückt. Weniger «bukur» ist der Eifer mit dem die hiesigen Städteplaner, Architekten und Grundbesitzer das gewachsene Ortsbild ihrer urbanen Zentren zerstören; wie vieles einem vermeintlichen Fortschritt oder fragwürdigen Spekulationen geopfert wird und letztlich die Lebensqualität beeinträchtigt und dem touristischen Potential des jeweiligen Ortes schadet. Oft ist das Ergebnis der verunglückten Eingriffe derart bizarr, dass es sich wiederum ins Originelle verkehrt, müsste man nicht die Menschen bedauern, die nun in diese neue Ästhetik hineingeboren werden und nichts von der ursprünglichen Schönheit ihrer Bautradition mitbekommen.

Um die Schrecklichkeiten damit abzuschliessen, sei noch die hiesige Leidenschaft erwähnt, den Plastikmüll als Schmuck und Zierde der Natur zu verwenden und damit Flussufer, Weiden und Küsten farbenfroh zu dekorieren.

Fünf Männer versuchen unser Gefährt aus einem Graben zu hieven, der sich bei der Einfahrt in den Parkplatz nicht zu erkennen gab. Rückwärts fahren geht nicht, ein Vorderrad hängt in der Luft, der Wagen liegt auf. Wir sind von einigen Zuschauern umgeben, die zu spontanen Helfern werden. Ich staune über die perfekt koordinierte Hauruck-Aktion. 3 Männer heben, zwei schieben, Eva bleibt am Steuer, die Handbremse fest im Griff. Kaum im Graben gelandet, ist unser Skoda schon wieder flott. Jubel, albanische Kräfte hochleben lassen und anschliessend den Erfolg mit Kaffee und Raki begiessen. Nun erst kann unsere Tour durch die antiken Ruinen der alten illyrischen Siedlung beginnen, bereichert durch eine Rundsicht weit über das wilde Tal der Vjosë, die noch in ungezähmten Flussschlaufen mäandriert. Im Tal breitet sich die grösste und bislang einzige, gänzlich unverbaute Flussaue Europas aus. Weissgraue Kiesbänke über Kilometer Breite und Länge sich ausdehnend, milchiggrünes Wasser, hell aufblitzend im Sonnenlicht, im ersten Laub stehende Pappeln, rosa blühende Judasbäume.

Die kräftigen Männer setzen nun ihre unterbrochene Tätigkeit fort. Mit scharfem Pfiff weckt der Schafhirt seinen Hund, der Antikenwächter zupft am Biletblock, der Compagnon betrachtet seinen runden Bauch und jener, der am Wegrand auf eine Fahrgelegenheit wartete, greift nach Koffer und Plastiktüte, seine Ausschau auf ein seltenes Gefährt mit Gelassenheit fortsetzend. Alle scheinen sie beschäftigt, täuschen absichtslos darüber hinweg, dass die halbe Bevölkerung Albaniens arbeitslos ist. Wir können dem Angebot, uns zu den weit auseinander liegenden Ruinen zu begleiten, nichts entgegen halten. So bekommen wir - rund um die Geschichte zu Amantia - nebenbei auch eine Ahnung vom Leben der beiden Antikenwächter. Arbeiten auf der Baustelle, im Tourismus - sofern es die Schulbildung ermöglicht, ins Ausland emigrieren oder Advokat werden, um das grösste Kuchenstück für sich zu ergattern. Jeder möchte Advokat sein! Der Königsweg zu Ansehen und Reichtum. Nur möglich für die Zöglinge

der Oberschicht. Auch Einkommensverteilung und Korruption ist ein Thema. Schon an der Landesgrenze wird mit Plakaten auf die verbreitete Praxis der Bestechung hingewiesen. Ob in der Absicht sich mit Geschenken an die Zollbeamten zurückzuhalten?

Die Mittelschicht existiert nur als magerer Schatten zwischen Reichtum und Prekariat. Die Spannbreite der Einkommensverteilung bildet sich ab in Menge und Zustand des Lieblingsgefährts der Albaner: dem „Benz“ wie sie ihn nennen. Von der Mercedesflotte neueren Datums, dem Advokaten und Grundbesitzer eigen, bis zur 30 jährigen Rostlaube, für Zement und Viehfuttertransport verwendet, das treue Arbeitspferd der Arbeiter und Bauern. Wir begegnen unzähligen Variationen, einem veritablen Mercedesmuseum. Zur Hochzeit mit weiss geschmückten Mercedes, zur Baustelle mit Sand und Zement im Anhänger.

Baustellen gibt es fast überall. Fährt man der Küste entlang, entsteht der Eindruck das ganze Land würde pausenlos umgebaut. Neben verlassenen Baustellen mit Rohbauten in allen Zwischenstadien, in allen Dimensionen, gibt es auch wunderbar gepflegte Schönheiten. In Gjirokastra werden die steilen alten Gassen neu gepflästert. Ein Heer von Gelbwesten sortiert und bearbeitet immense Haufen von grauen, weissen und rötlichen Steinquadern. Mit Schubkarren wird unablässig Sand hochgekarrt. Um 6 Uhr früh weckt uns der unbarmherzige Befehlston des Vorarbeiters. Bis wir Kaffee getrunken und die örtlichen Spezialitäten des Morgenbuffets genossen haben, hat sich die Truppe schon wieder um einen weiteren Meter zum Kastell Ali Paschas hin hochgearbeitet. Nach dem architektonischen Potpourri der Südküste begeistert uns die alte Handelsstadt durch ihre gut erhaltenen osmanischen Bauten. Im 18. Jh. errichtete wehrhafte Wohntürme, prunkend mit prächtiger Innenausstattung, besiedeln die Hanglage der Stadt. Von ihren steinüberdachten Terrassen liess sich das Land und die Fronarbeit der Leibeigenen überblicken. Lord Byron war hier zu Gast, französische, englische Diplomaten und betuchte Reisende; alle erhielten Gelegenheit das Märchen aus 1001 Nacht als greifbare Wirklichkeit zu erleben.

Gerne hätten wir mehr Baustellen gesehen, Strassenbaustellen vor allem. Oder vielmehr ihr löbliches Resultat. Doch mit dem Zustand der Strassen scheint man sich hier zufrieden zu geben. Vermutlich auch das ein Zeichen des Vertrauens in die unglaubliche Robustheit, die man dem Mercedes zuschreibt. Auf den endlosen Kehren von Permët nach Korça über die abgelegene, hochgebirgige Region nahe der griechischen Grenze, begegnet uns während Stunden kaum ein Gefährt. Es regnet, die Löcher sind voll Wasser, wie tief sie sind, bleibt verborgen. Steinbrocken liegen verstreut herum, das Salz in der Suppe unseres kleinen Abenteuers, ist es doch ungewiss, wann die nächste Ladung vom Hang runterkommt.

In später Dämmerung erreichen wir unbeschadet aber müde die lebhafteste Stadt Korça. Alles ist gut, nur auf den griechischen Männerchor in Endlosschleife, der die Moussaka in der Taverne musikalisch begleitet, hätte ich gerne verzichtet. Griechenland ist nicht weit. Sicht- und hörbar wird es am hohen griechischen Bevölkerungsanteil, am gut erhaltenen Stadtbild, mit seinen alten zweigeschossigen Bauten aus osmanischer Zeit und den sorgfältig renovierten Gebäuden der Gründerjahre. Auch die italienische Moderne der Mussolini-Ära hat ihre Spuren hinterlassen. Mit dem Masterplan zu Korças Stadtentwicklung von Bolles & Wilson aus München strahlt der Ort eine angenehme und wenig aufdringliche Modernität aus, die gut zu Albaniens Aufbruchstimmung passt, besser als die hastig hochgezogene Skyline von Vlorë. Das Mittelalter-Museum mit seiner beeindruckenden Ikonen-Sammlung war nicht nur seiner Ausstellung wegen für uns beide der Höhepunkt des heutigen Tages. Ein gedrungener schwarzer Betonkubus mit kleinen Lichtschlitzen wurde aus dem Betonskelett einer Bauruine heraus entwickelt. Eine architektonische Metamorphose, die als Zeichen für Albaniens kulturellen Aufbruch stehen könnte. Das Haus beherbergt sämtliche von Enver Hotcha's Regime rekurrierten Kirchenschätze des Landes. Von Bolles & Wilson stammt auch die gelungene Inszenierung der Ikonensammlung. Weniger überzeugend wirkt der säuberlich renovierte alte Basar mit seinen vielen Cafés und kleinen Boutiquen. Die ehemaligen Handwerkerläden und Verkaufsstände sind verschwunden, vorherrschend ist Langeweile und Lebloisigkeit.

II

Der Hirte

Ich gehe ein Stück weit neben ihm und seiner Herde, die er gemächlich begleitet. Er bietet mir eine „Selbstgedrehte“ an, nachdem ich meine Bewunderung für seine prächtigen, langhaarigen Ziegen in mangelhaften Worten auszudrücken versuchte. Ein Hirte wie viele andere in den einsamen Berglandschaften des albanischen Süd- und Nordostens, streift er durch die Ruinen der illyrischen Stadt Antigonea, die vor mehr als 2100 Jahren von den Römern zerstört und von den überlebenden Bewohnern verlassen wurde. Wettergegerbte Haut, ein Blick aus blauen Augen, der mich flüchtig mustert, nicht unfreundlich, um sogleich wieder in die Weite der Hügel zu versinken, ins Grün des aufkeimenden Frühlings, das seinen Ziegen und Schafen Höhepunkt ihres kurzen Daseins bedeutet. Die grossgewachsene, langhaarige Ziegenrasse die unseren Weg kreuzt, verbindet sich in meiner Vorstellung mit Frank Buchsers Gemälde einer südlichen Pastoralidylle. Während sich dort der Bock diskret den fernen Hügeln zuwendet, beugt sich im Vordergrund ein junger Hirte begehrllich über seine schlummernd ausgestreckte Schäferin. Herbeifantasiertes Wunschbild bürgerlicher Träume und Sehnsüchte, die an die Freiheiten rührt, mit denen das Bild des Hirten sich mit der Realität auf zwiespältige Weise verbindet. Unverändert seit Jahrhunderten zieht er mit seiner Herde durch die Ebenen, treibt Schafe, Ziegen und Kühe entlang der Flussauen, über Hügel und hochgelegene Alpweiden, die hier erst im Mai in voller Blüte stehen. Des öfteren begleitet von wachsamen Hunden, deren wildes Gebell den Wanderer zu Achtsamkeit zwingt. Tatsächlich erscheint uns Blick und Haltung dieser Menschen in ihrer einsamen und weiten Welt mit Freiheit, Stolz und Selbstbewusstsein verbunden, so unverdorben und freundlich zugewandt, wie es die geschäftigen Küstenbewohner und Städter kaum noch auszudrücken vermögen. Ihr Schauen ist aufs Nahe gerichtet, so wie ihr Denken sich mit den unzähligen Dingen des Alltags beschäftigt, mit deren Erwerb, Pflege und Hut. Geht es mir anders? Der Blick in die Weite des Raumes, die Freiheit des Seins in konzentrierter

Stille ist mir vertraut, doch ebenso oft vermisse ich diese bereichernde Art ursprünglicher Genügsamkeit und meditativer Beschäftigung.

Kräftige Ziegen mit braunem und weissem Fell, mit starken Hörnern, die an gedrechselte Speichen erinnern, bereichern das vielfältige Bild der grossen Herde, in deren Strom wir uns langsam durch das Gelände treiben lassen. Auf Hinterbeinen stehend, richten sich die grösseren Tiere auf, um an die jungen Triebe der Mandel- und Granatäpfelbäume zu gelangen, die zwischen den Grundmauern einstiger Gebäude aus der roten Erde wachsen. Das mindere Grün der Wiesen überlassen sie den genügsamen und weniger wählerischen Schafen. In angeborener Demut den Kopf zur Erde gebeugt, fleissig rupfend und hastig kauend, bewegen sich die weissen Wollknäuel auf zierlichen Beinchen nie alleine durch das Kraut, vielmehr suchen sie instinktiv die Nähe zum ihrem nächsten. Geschieht es, dass sie bei einem leckeren Gewächs ins Hintertreffen geraten, fahren sie erschreckt hoch und eilen zurück zur Herde, als fürchteten sie, im wallenden Grün zu versinken.

Artefakte

Während wir den Resten der einstigen Gebäude und Mauern entlang gehen, die nur wenig aus dem dichten Wiesenteppich empor ragen und deren rechtwinklige Anordnung eine Folge von dicht nebeneinander liegenden Raumgevierten andeutet, während die Schatten immer länger werden und aus der Ferne die Rufe des Hirten verhallen, überkommt mich ein eigenartiges Drängen in den Ruinen nach einem kleinen Artefakt zu suchen, von denen es, die wenigen Säulenschäfte und zerborstenen Ziegel ausgenommen, kaum welche zu entdecken gibt, die nicht schon den Weg in Museen oder über den verbotenen Handel zu klandestinen Käufern gefunden haben. Eine Tafel gibt dem Besucher in albanischer Sprache zu verstehen, dass es verboten sei Werkzeuge auf dem Grabungsgelände zu benutzen. Weit entfernt mich als Antikenräuber mit Pickel und Schaufel zu betätigen, finde ich nach kurzer Zeit eine Gefässscherbe auf einem Mäuerchen liegen, so als hätte ein wohlwollender Geist das kleine Stück aus gebranntem Ton für mich beiseite gelegt. In ein zerknittertes Brotpapier gewickelt, verstaut in meiner Hosentasche, begleitet mich das in

hellem rot-orange, matt leuchtende Terracottastück über etliche Landesgrenzen hinweg, anfänglich mit leicht erhöhtem Pulsschlag meinerseits, und erinnert mich an Antigonea, an die mächtige illyrische Handelsstadt von einst, den Kreuzungspunkt der wichtigsten Strassen des noch nicht existierenden Albaniens, wo Reiterheere sowohl von Norden nach Süden, wie von Osten nach Westen an den machtvollen Mauern vorüberzogen, und beim Gedanken an Antigonea, die schöne mazedonische Königstochter, den Hut oder Helm zogen.

Gjirokastra

Wohin führt mich die Erinnerung beim klingenden Name Antigonea? Wir verlassen die Ebene des Drinotals nach langer Fahrt von Amantia herkommend und nähern uns Gjirokastra, der steinernen Stadt, die überragt von seinem finsternen Festungsbau an steiler Flanke unzählige Häuser um sich scharf. Die Fahrwege, die zum historischen Stadtteil führen, sind mit senkrecht geschichteten Steinplatten gepflästert, wohl um zu verhindern, dass Fahrzeuge, Lasttiere und Menschen in den eisigen Wintermonaten ausgleiten und zu Fall kommen. Gassen, deren Gefälle den Atem beschleunigt, so eng und belebt, dass die einstigen Bewohner die schmalen Grundrisse ihrer Häuser mit vorkragendem Obergeschoss verbreiterten, was schon zur Zeit Lord Byrons die Fantasie der abendländischen Orientreisenden beflügelte. Aus dem verwinkelten Häusergewirr erheben sich noch da und dort die schlanken Wohntürme des ehemaligen Patriziats, befestigte Bauten, die jeweils durch eine Laube zu einem Paar verbunden, mit steinbedeckten, weit vorgezogenen Zelt-dächern überwölbt, den Blick aus luftiger Höhe hinab zu den Feldern des grossräumigen Grundbesitzes im Tal des Drino ermöglichten. Im kühlen Schatten während den heissen Sommermonaten erfreute man sich bei Tee, Kaffee und Tabakrauch am emsigen Wirken der leibeigenen Dienerschaft in der Ebene und liess im Rechnungsbuch schon die zukünftigen Handelsgewinne vortragen.

1/05/19

Der Kontrast zwischen touristisch aufpolierter und als UNESCO-Welterbe gehegten Altstadt und dem in die Ebene sich ergiessenden unansehlichen

Häusermeer erscheint als schmerzender Schnitt, als Verrat am Erbe der Nation. So zwingt man den romantischen Träumer, der gerne bei Tee und mit Lord Byron die Aussicht vom Kastell genossen hätte, in die Gegenwart hinein. Plattenbauten aus kommunistischer Ära, Lagerhallen, Gewerbebauten und Tankstellen, die in uniformer Hässlichkeit den Talboden überwuchern; ich wünschte es zu übersehen, weil mit ernüchternder Deutlichkeit klar wird, wohin Profitgier und gestalterische Willkür führen. Ist das der Preis für den Fortschritt nach Jahren der Stagnation und Anarchie, den die Ansässigen zu bezahlen haben?

Dazu ein paar historische Fakten: 40 Jahre im Banne einer stalinistischen Diktatur unter Enver Hoxha. Entgegen den politischen Veränderungen im Ostblock, verstärkte Abschottung des Landes, bis es 1991, nach zahlreichen Aufständen, Erschiessungen und einem Massenexodus grosser Bevölkerungsteile zum Rücktritt der kommunistischen Regierung kommt. Einem gescheiterten Transformationsprozess, der im Zusammenbruch aller staatlichen Strukturen endet, folgen bürgerkriegsähnliche Zustände mit Plünderungen, Zerstörungen und erneuter Massenflucht. Erst mit Hilfe internationaler Friedenstruppen und freien Wahlen unter OSZE-Aufsicht gelingt eine allmähliche Verbesserung der politischen Lage und der Lebensverhältnisse der Bevölkerung. Wobei die Aufnahme von 300'000 kosovarischen Flüchtlingen während des Kosovokrieges die zerstrittenen albanischen Parteien wenigstens vorübergehend einigte.

Ist die Kritik eines Reisenden aus dem Wohlstandsparadies Schweiz am Durcheinander der „Baustile“ nicht furchtbar kurzfristig, angesichts der geschichtlichen Tatsachen gar anmassend oder herablassend? Erliege ich nostalgischer Sehnsucht nach einem versunkenen Orientbild oder lenkt mich das Entsetzen über den unwiederbringlichen Verlust der überregionalen Baukultur, die nicht nur in Albanien, vielmehr im ganzen Balkan zu verschwinden droht? Weshalb zieht das Land aus Fehlentwicklungen, die wir selbst gemacht haben und mühsam zu korrigieren versuchen, nicht die nötigen Konsequenzen und setzt mit vorraus-schauender Planung auf Nachhaltigkeit, auf den Schutz der Natur und den Erhalt des baulichen Erbes? Es scheint ein Gesetz menschlichen Handelns zu sein, dass jeder nur den eigenen Vorteil, den kurzfristigen Gewinn im

Auge hat. Und den lässt man sich von staatlichen Planungsmassnahmen und -vorschriften ungern streitig machen. Auch in der Schweiz nicht!

Auf der gegenüberliegenden Talseite baut sich das Lunxhëria-Gebirge vor uns auf, ein Riegel mit tiefen Erosionsspuren und langgestreckten Ausläufern, wo einst die illyrische Stadt Antigonea, auf einer Kuppe aus grauen Kalkquadern thronend, das Land beherrschte. Die schmale Strasse windet sich in unzähligen Serpentinien in die Höhe, vorbei an windschiefen Behausungen und aufgegebenen Gehöften. Kinder sitzen in einem ausgedienten Auto, drehen wie verrückt am Steuer und betrachten uns mit grossen Augen, während wir an einer Weggabelung Halt machen. Mit einer Hacke wird in der Nähe ein Kartoffelacker bearbeitet. Die feuchte, leuchtend rote Erde steht in scharfem Kontrast zum frischen Grün der Brache. Wie so oft begegnet uns auch hier kein weiteres Fahrzeug. Die Felder und Wiesen liegen im milden Licht des späten Nachmittags und mit jeder Kehre erweitert sich die Sicht über das Drinotal, auf das jenseits im Dunst verglimmende Gjirokastra und über die unbewaldeten Bergflanken mit den hingestreuten Schneeresten auf ihren filigranen Gräten. Vor einer Schranke, die das Ausgrabungsgelände markiert, lassen wir das Auto stehen und folgen einem markierten Pfad zu einer Erhebung, die als Akropolis bezeichnet, kaum mehr ist, als ein überwucherter Schutthügel, umrankt von Brombeerhecken, wilden Rosen und im Blust stehenden Mandelbäumen. Platanen und Eichen schlagen ihre Wurzeln in breite Felsspalten, suchen Halt in den Resten einer Mauer aus verwitterten Steinblöcken. Was einst ein Portikus war, liegt zerbrochen und mit unkenntlichen Trümmern vermischt im wuchernden Gras. Ein kalter Wind weht von Norden her, Schwalben jagen sich am Himmel und unermüdlich flöten Amseln im Wettstreit mit dem klingenden Ruf einer Nachtigal. Die Stimme eines Hirten, der seine Herde um sich sammelt dringt zu uns hinauf. Ein Ton, wie wenn grosse Kiesel gegeneinander geschlagen werden, ein Stakkato schnalzender Laute von kurzen Schreien unterbrochen. Wir machen uns auf, um in seine Nähe zu gelangen.

2/05/19